



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Im Norden des Lymfjord.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

hier thätig waren, von den Diakonissen, den barmherzigen Schwestern, den Bauhäuslern u. s. w. Sie alle haben nicht bloß gegeben, sondern auch gewonnen, bei den zunächst Betheiligten eine dankbare Erinnerung, bei dem großen Publicum ein gewisses Capital von Achtung, mit welchem die, welche ihre Obern sind, seinerzeit nicht verfehlen werden, weiteres Capital zu erwerben. Dafür, daß das Mittelalter mit seinen Rittern und Nonnen uns nicht über den Kopf wächst, ist indeß gesorgt.

Im Norden des Lymffjord.

Wenn wir gewissen Berichten glauben dürfen, wäre Jütland eines der ärmsten und unschönsten Länder der Welt, wenig mehr als Haide und Moor und von einem Volke bewohnt, wie es auf solchen Boden gehört. Wir hätten dann in dem Lande etwa eine halbe Wüste, in seinen Bewohnern halbe Wilde vor uns. Indesß ist nicht alles, was gedruckt ist, auch wahr, und die erwähnten Gerüchte sind, wenn auch nicht geradezu Fabeln, doch arge Uebertreibungen.

Wahr ist, daß Jütlands Haiden und Sanddünen größere Dimensionen haben als die Haidestriche und Dünen Schlesiens, auch das Volk ist weniger gebildet und weniger sauber als im Süden der Halbinsel, und nicht ganz ohne Grund gilt der Jüte dem Schleswig-Holsteiner wie dem Inseldänen als der Typus des Plumpen und Stumpfen.

Aber die Regel hat sowohl was das Land als was das Volk betrifft, ihre zahlreichen Ausnahmen. Der südliche Theil Jütlands unterscheidet sich überhaupt nicht sehr von dem Nachbarlande jenseits der Königsau und, wo dies der Fall ist, wenigstens im Osten nicht zu seinem Nachtheil. Er ist wasserreicher als Schleswig und wird von der weithin schiffbaren Gudena, dem größten Flusse Dänemarks, durchströmt. Schön gestaltete Fährden, mit Laubwald bekränzt, reichen weit in das Land hinein. Ein Gebirgszug, wenn man so sagen darf, von ziemlicher Höhe, der sich im Himmelsberg höher als irgend-einer der Hügel an der schleswig-holsteinischen Ostseeküste erhebt, eine Anzahl kleiner und großer Landseen bringen Abwechslung in die Landschaft, und die Gegenden von Beile und Silkeborg gehören zu den anmuthigsten im ganzen

Norden Europas. Diese Osthälfte Jütlands ist durchschnittlich mindestens so fruchtbar als der Osten der Herzogthümer, und selbst der Westen hat an den Ufern der hier mündenden Gewässer viel gutes Land, wenn sich dasselbe auch nicht mit den Marschen im Süden messen kann.

Der Jüte ferner hat einen plumpen Gang; denn er geht für gewöhnlich in Holzschuhen, und er hat in den Haidegegenden und in dem Dünengebiet seiner Gestade in tiefem Sande zu waten. Er hält in manchen Strichen nicht viel vom Waschen und Baden, auch der Kamm erfreut sich nicht überall der ihm gebührenden Achtung, und diese Gleichgiltigkeit ist nicht ungestraft geblieben. Der Jüte raucht einen sprichwörtlich schlechten Tabak, und er huldigt dem Branntweinglase ungefähr noch in dem Maße wie unsre norddeutschen Bauern vor zwanzig Jahren. Er gehört endlich nicht zu den Aufgewecktesten, und Anekdoten wie die folgende werden in Kopenhagen aus alter und neuer Zeit von ihm in ziemlicher Anzahl erzählt.

Ein Bauer aus einem Dorfe am Lymffjord kommt nach Aalborg zu Markte. Das Gespräch dreht sich um den jetzigen Krieg und die schweren Zeiten, und unser Jens findet namentlich Ursache, sich über die Lügen zu beklagen, die jegunder regierten. Da sei z. B. die dumme Geschichte vom Tode König Frederik's. — „Was für eine Geschichte?“ fragt man. — „Je nun,“ meint Jens, „sie sagen ja, König Frederik wäre todt und begraben, Andere aber wissen's besser. Da heißt's, er wäre nicht todt, sondern nur fortgegangen, als er merkte, daß sie die Novemberverfassung annahmen; denn er wußte wohl, welch ein gefährliches Unglück sie über das Land bringen würde. Das konnte er nicht ertragen, und so retirirte er aus dem Lande.“ — „Wohin denn?“ — „Ja, wohin, das weiß man nicht, aber einige Leute behaupten, daß sie in der Kirche zu Noeskilde nur ein Wachscabinet begraben haben. Niemand weiß mehr was wahr und was Lüge ist in diesen Unglückszeiten.“

Der Jüte ist eben, entfernt von den großen Brennpunkten der Cultur, vielfach zurückgeblieben hinter der Entwicklung seiner günstiger situirten Nachbarn. Sein Land hat nur kleine Städte und im Westen keine Häfen. Auch hat die dänische Regierung ihn stiefmütterlich behandelt, ihm die am wenigsten brauchbaren Beamten, Geistlichen und Lehrer gesandt, im Vergleich mit den Inseln wenig für Schulen und Verkehrswege gethan, und so ist es nicht zu verwundern, wenn das Volk nicht ist, was es sein könnte. Indes ist doch in den letzten Jahren vielerlei besser geworden im Vergleich mit früheren Zuständen. Große Strecken wüsten Landes wurden durch Mergeln und Drainiren urbar gemacht. Die Dörfer und Gehöfte sind stattlicher und reinlicher geworden, selbst Geschmack an Blumen hat sich eingestellt, und gar nicht selten wachsen sogar an der Hütte des als besonders roh und stumpf verschrienen Westjüten Obstbäume und Rosen, wenn sie auch gesucht sein wollen, da sie sich vor dem

schneidenden Westwinde zu ducken haben. Die Städte ferner haben sich beträchtlich gehoben, namentlich da, wo sie von der Eisenbahn berührt werden, Jütland hat seine eignen Zeitungen bekommen, und Zeitungen, die durchaus nicht immer in das Horn der Kopenhagner stoßen, sondern zu Zeiten recht vernünftig und gar nicht ungeschickt ihre besondere Weise vortragen. Die aalborger Gelehrtenschule ist eine der besten in Dänemark, und wenn in den kleinen Orten noch viele Leute mit engem Gesichtskreis und lalenbürgerhaften Neigungen anzutreffen sind, so ist diese Beobachtung auch anderwärts zu machen.

Im Uebrigen ist der Jüte im Großen und Ganzen eine gute Haut, sehr fleißig, höflich wie alle Dänen, wenn sie nicht gereizt werden, und um vieles offener und ehrlicher als das Volk auf Fühnen und Seeland. Daß er den Preußen und Oestreichern, als sie einrückten, keine Ehrenpforten baute und keine weißgekleideten Jungfern entgegenschickte, wird man ihm nicht verdenken wollen; doch ist daraus keineswegs zu schließen, daß er eine besonders heftige Liebe zu den Herren in Kopenhagen hat und deren Verfahren mit Schleswig schön und billig findet. Er ist nicht so einfältig, um nicht zu wissen, daß man ihn in diesen Kreisen über die Achsel ansieht, und seine Zeitungsschreiber haben ihm nicht verschwiegen, daß die Wirthschaft der Eiderdänen im Süden arge Ungerechtigkeit war, daß sie für Dänemark und zunächst Jütland schwere Gefahr heraufbeschwor, und daß auch Jütlands wahres materielles Interesse auf den Süden hinweist. Rechte Stimmen unter ihnen drohten sogar schon vor Jahren ziemlich deutlich mit einer Lostrennung Jütlands von den Inselstiftern.

Was hier über das Land gesagt wurde, gilt nur von der größern Südhälfte Jütlands. Die Nordspitze, seit dem vor vierzig Jahren erfolgten Durchbruch des Aggerkanals zur Insel geworden, ist in der That mehr Wüste als Culturland, und hierher, in die Gegenden jenseits des Lymfjord, das sogenannte Vendsyssel, das Land der Wendeln, wie es in altscandinavischen Chroniken heißt, bitten wir den Leser sich jetzt mit uns zu versehen.

Der Lymfjord, 1825 durch jenen Durchbruch der Nordsee bei dem Dorfe Agger aus einer tiefen Bucht in einen Sund verwandelt, ist ein circa 24 Meilen langer, vielfach gewundener und verzweigter Meeresarm, der seinen Namen von dem hier häufig auftretenden Kalkstein hat, bald als schmaler Kanal auftritt, bald sich zu breiten Wasserbecken erweitert und in letzteren mehre große Inseln und eine Anzahl kleiner Eilande umschließt. Seine Ufer, im Osten theilweise bewaldet und hügelig, sind im Westen fast ohne allen Baumwuchs und beinahe durchweg flach. Im Osten, zwischen Hals am Kattegat und Aalborg ist er durchschnittlich nicht breiter als etwa zweitausend Ellen, weiter nach Westen hin gewinnt er allmählig größere Ausdehnung, und bei Ribe beträgt die Entfernung zwischen dem südlichen und dem nördlichen Ufer ungefähr eine Meile. Dann schließt er sich wieder enger zusammen, bis westlich von dem

Städtchen Bogfjör der Kanal sich zu zwei großen Landseen von mehren Meilen Breite erweitert, die zwischen sich die vier Meilen lange und zwei Meilen breite Insel Mors mit der Stadt Nyfjoring haben, und von denen der westliche, der sogenannte Rissum-Busen, durch jenen Aagerkanal, einen etwa zwölfhundert Ellen langen und nur drei- bis vierhundert Ellen breiten Meeresarm, mit der Nordsee in Verbindung steht.

Schon einmal waren die deutschen Herre bis zum Hymfjord vorgedrungen. Wahrscheinlich um das Jahr 950 — dieser Kriegszug ist nur von sagenhafter Ueberlieferung aufbewahrt — stand Kaiser Otto der Erste hier oben an dem großen jütischen Eunde und schleuderte seinen Speer in dessen Wogen, um damit nach alter Sitte das Gewässer als die Grenze seines Reiches zu bezeichnen. Auf dem Rückweg wurde er, so heißt es ferner, von dem Dänenkönig Harald Blauzahn bei Schleswig angegriffen, aber Otto behielt den Sieg, und die Dänen wurden auf ihre Schiffe zurückgetrieben. Die Stelle, wo der Kaiser jene symbolische Handlung vorgenommen, soll das Ufer gegenüber der Halbinsel Thyt gewesen sein und nach dem Namen des Kaisers wäre der Fjord Ottensund genannt worden. Noch jetzt führt ein Theil desselben südwestlich von Mors die Bezeichnung „Oddefund“, doch mag dies richtiger von der gegenüberliegenden Landzunge von Thyholm (Odde, dänisch Landzunge) hergeleitet werden.

Nehmen wir an, daß die Sage die Wahrheit erzählt, so hat die Gegenwart die Vergangenheit hier überboten. Kaiser Otto kam nur bis zum Hymfjord. Die deutschen Truppen von 1864 überschritten ihn. Auf den Speerwurf, mit dem Südjütland von den Deutschen für unterworfen erklärt wurde, ist in diesen Tagen eine andere symbolische Handlung gefolgt, die Aufspflanzung der Fahnen Preußens und Oestreichs auf dem Thurm von Skagen, der äußersten Spitze Nordjütlands, dem nördlichsten Ende ganz Dänemarks.

Der Norden Jütlands ist eine Insel von der Form eines stumpfwinkligen Dreiecks. Der stumpfe Winkel liegt elf Meilen südlich von Skagen an der Ostküste, die beiden spizen Winkel befinden sich im Norden bei Skagen und im Westen bei dem Städtchen Lemvig. Die Seiten des Dreiecks sind die elf Meilen lange Küste des Kattegat, im Süden der Hymfjord und im Westen die ungefähr 32 Meilen lange Nordseeküste. Einen beträchtlichen Theil der südlichen Hälfte dieses Dreiecks nimmt das Store-Wild-Moos, ein großer Sumpf ein. Nördlich liegen in der Landesmitte noch kleinere Moräste, die mit Haidestrichen und hier und da mit fruchtbarem Boden, Getreidefeldern und Dörfern wechseln. Im Osten wie im Westen ist die Strandgegend mit Flugsand bedeckt, der mit dem Winde wandert und auf weite Strecken hin hohe Dünenketten bildet. Die vier Städte des Vendsyssel, Thisted und Hjörning im Westen, Frederikshavn im Osten und Skagen im Norden, sind sämmtlich klein, die kleinste und zugleich die originellste ist Skagen, wohin wir jetzt in Gedanken den preussischen

Büchelhauben folgen wollen, welche am 14. Juli die schwarzweiße und die schwarzgelbe Fahne hier hertrugen.

Bis Frederikshavn, wohin die Preußen von Alborg in einem Tagemarsch gelangten, ist das Land theilweise noch wohlbebaut und selbst schön. Einem kleinen Gebirgslande gleich erhebt sich hier der jütländische Rücken in seiner Fortsetzung von Süden her. Ein bunter Teppich von Haidekraut und Ginster, durchweht mit Grün von Wachholdergebüsch und Eichenkratt, liegt über den Hügeln. Dazwischen wogen Kornfelder, und im Hintergrund glänzt im Sonnenschein das blaue Meer. Bisweilen blicken wir in ein anmuthiges Thal hinab. Bauernhäuser, mit Obstgärten und Rosenhecken umgeben, liegen malerisch zwischen grünen Wiesen und gelben Getreidefeldern. Schattiger Eichen- und Buchenwald tritt auf. Quellen rieseln, ein Bach murmelt, und große Bäume hängen mit ihren Wipfeln über das kleine Gewässer hinaus. Wir kommen bei der waldigen Landzunge von Bangsbo vorüber, sehen die weißschimmernde Kirche von Säby vor uns, und bald nachher taucht Frederikshavn mit seinem Leuchtturm und seiner Citadelle vor uns auf.

Weiter hinauf nimmt die Cultur am Strande mehr und mehr ab, und schon dritthalb Meilen nördlicher sieht man hier fast nichts mehr als Sand und Dünen, der Baumwuchs hört auf, und eine dürre Wüste beginnt, an die sich landeinwärts Haide und Moor anschließen, welche nur an den Flußläufen Dörfern mit Feldern und Wiesen Raum gemacht haben.

Zuerst fahren wir von Frederikshavn aus noch auf einer guten Straße zwischen Getreidefeldern hin. Dann aber, ein Stück vor dem Dorfe Jerup, hören rechts und links die Kornfelder auf, Ginster und Haidekraut tritt an die Stelle von Roggen und Buchweizen, und der weitere Weg besteht nur noch aus dem natürlichen Sandboden, in welchen vor uns gefahrene Wagen tiefe, mehrfach sich kreuzende Geleise geschnitten haben, oder, wenn wir vorziehen, hart an der See hinzugehen, aus der nackten feuchten, von der Brandung festgeschlagenen Strandböschung, einer mit Sand und kleinen Steinen, Muscheln und Tang bedeckten Lehmschicht. Eigentliche Dünen sind hier noch nicht zu sehen. Ein Stück weiter, und die ersten erscheinen, niedrige Hügel von weißem Sand, der fein wie Mehl und von dem Winde gekräufelt ist, erheben sich neben uns wie Schneewehen. Einige sind ohne Vegetation, andere mit Strandgewächsen, namentlich mit dem steifen bleichgrünen Sandroggen bedeckt. Noch einmal ein Dorf, das von Fischern bewohnte Albek, dann könnten wir uns, wenn der kalte Wind, der hier jahraus, jahrein weht, uns nicht an den Norden erinnerte, an das Gestade einer afrikanischen Wüste versetzt glauben.

Fast drei Meilen haben wir noch bis hinauf nach Skagen, und nirgends treffen wir bis dahin eine menschliche Wohnung. Die Dünen werden zu hohen Hügeln und Wällen. Der Strand wimmelt von Möven, wilden Gänsen und

andern Seevögeln. Rippen gescheiterter Schiffe starren aus der Fluth hervor, schwarz mit Moos und Tang überzogen, von Wellen umtanzt und ebenfalls mit zahllosen Vögeln bedeckt, traurige Zeugen für die Unwirthlichkeit dieser Küste.

Je weiter wir kommen, desto größer wird die Menge, desto betäubender das Gekreisch und Geschnatter jener gefiederten Bewohner des cimbrischen Nordkaps. Brandung und Wind mischen ihre Stimmen in das wilde Concert der Vogelschwärme. Draußen auf dem Meere gleiten weiße Segel über die blaue Fläche, behutsam den Untiefen und Rissen ausweichend, welche bisweilen aus ihr empor tauchen. Am Horizont verräth eine schwarze Rauchwolke, vom Winde lang gezogen, daß hinter ihm ein Dampfer seine Bahn zieht. Den Strand bedeckt allerlei Auswurf der See, Quallen und todte Fische, Schichten von kleinen Muscheln, schwärzlich grüner Tang und gelegentlich Planken und Splitter gestrandeter Fahrzeuge. Ein oder zwei Mal blicken wir links durch eine Lücke in den Dünen nach dem Innern des Kaps hinein und gewahren rostbraune Haidestriche und schwarze Sumpfstellen, auf denen Möven und dunkelgefiederte Störche sich zeigen.

Immer dichter werden die Vogelwolken auf dem Meer, immer höher die Dünen, zahlreicher die Wracks; immer gewaltiger donnert die Brandung gegen das Gestade. Maalströme kreisen draußen um die Untiefen des Kattegat. Schon glauben wir in der Ferne auch das Rauschen und Rollen des andern der beiden Meere zu vernehmen, welche die Halbinsel bespülen. Ein Gang auf den nächsten Sandhügel, und unsre Vermuthung bestätigt sich. Da drüben links jenseits der sandigen Haide andere Dünen, dem Anschein nach höher als die im Westen, und jenseits der Dünen die apfelgrünen Wellen der Nordsee, mit ihrem Aufbäumen unter dem Schlag des Windes und dem weißen Gefräusel ihrer Kämme ein überraschend prächtiger Anblick.

Und jetzt erblicken wir am Ende der Landzunge auch den weißen Kirchturm von Alsfagen auf seiner Düne und nicht weit davon den Leuchtturm. Das Städtchen selbst verbirgt sich noch vor uns, da es tief unten am Wasser liegt, und die Sandhügel des Strandes zwischen ihm und uns sich hinlagern.

Sfagen ist ein sehr alter Ort, dessen Geschichte mit der Sage verläuft, schon die Sagas Norwegens und Islands gedenken seiner unter dem Namen Wendilsfaga. Ein Hirt, der sich hier auf den Fischfang gelegt und der reichen Beute an Heringen und Flundern wegen an dieser Einöde Gefallen gefunden war, so heißt es, der erste Mensch, der sich hier, im Reiche der Vögel, ansiedelte. Später folgten Andere nach, und zuletzt gab es ein Fischerdörfchen, das unter der Königin Margaretha, wie die Sage behauptet, städtische Privilegien und durch die gottesfürchtige Gesinnung niederländischer und schottischer Schiffer, die der Fischhandel hierhergeführt, eine stattliche gothische Kirche erhielt. Diese

Kirche war die schönste und größte nördlich vom Lymfjord, und das Städtchen scheint wohlhabend gewesen zu sein, wenigstens erzählt die Chronik, daß die Norweger, deren Land nur achtzehn Meilen von hier entfernt ist, es einmal der Mühe werth hielten, Slagen auszuplündern. Aber die Nordsee und der Westwind litten die Anwesenheit von Menschen hier nicht, mindestens nicht an der Stelle, wo die ersten Ansiedler sich niedergelassen. Die Fluthen rissen Strecken von dem Gestade ab, wo die ersten Häuser standen, die Stürme wehten um andere Häuser Hügel von Flugsand und schonten in unchristlicher Wuth selbst die Kirche nicht. Die Häuser ließen sich versetzen, die Kirche mußte man stehen lassen, und so hat der Wind sie allmählig bis an den Dachstuhl im Sande begraben. Nur der Thurm ragt noch über die Düne empor, die sich um sie gelagert hat, und dient als Landmarke. Um die Stadt lagen Felder, Gebüsch und Moor; alles wurde von dem Flugsand zugedeckt. Eine Strecke von der Kirche befand sich ein großer Teich, der Hoffee, mit Hechten und Karpfen, an hundert Klaftern breit und fünf Klaftern tief; der Wind füllte ihn aus, vor fünfzig Jahren waren noch ein paar Lachen von ihm übrig, in denen man die letzten Fische fing, jetzt erinnert nur noch das Schilf, das hier seine Halme aus dem Sande emportreibt, daran, daß Slagen einst auch einen See hatte.

Die große Mehrzahl der Bewohner Altflagens wanderten mit ihren Häusern von der Nordseeküste nach dem sicherern Gestade der Ostsee. Man mußte indeß auch hier dahin bauen, wo der Wind und der Sand es gestattete, und so entstand ein recht wunderliches Dertchen, ohne Gasse, ohne Markt, regellos wie vom Zufall hingeworfen, aber sehr charakteristisch für die Natur dieser Gegend.

Gegenwärtig besteht die Stadt, die ungefähr tausend Einwohner haben mag und sich vorzüglich vom Fisch- und Austernfang nährt, aus drei Theilen: Westerby, Osterby und Altflagen. Lenken wir von dem Strandwege, der uns herbrachte, in die erste Lücke in den Sanddünen hinein, so sehen wir zunächst nichts als einige schwarzgetheerte Holzhütten mit Strohdächern, eine wohl hundert Schritt von der andern entfernt, die eine den Giebel, die andere eine der Langseiten dem, was man anderwärts Straße nennen würde, zugekehrt. Weiterhin giebt es ein paar Ziegeldächer. Hier und dort befindet sich zwischen den Häusern ein Kornfeld, oder ein Gemüsegärtchen. Ein kräftiger Duft von Theer und getrockneten Seefischen trifft unsre Riechorgane. An einigen Stellen hat man Torfstücke aufgeschichtet, an andern hängen ganze Reihen von aufgeschnittenen Flundern an Schnüren in der Sonne, um für die Aufbewahrung gedörrt zu werden. Die Schuppen neben den Wohngebäuden haben bisweilen ein umgestülptes Boot zum Dache, die Schweinesälle sind aus Brackstücken zusammengesetzt, überall liegen gestrandete Balken und Planken umher. Ein

wunderlicher Anblick, die Gallion dort an dem Kartoffelgarten — es ist offenbar die Hoffnung mit ihrem goldnen Anker, und die Hauswirthin hat ein Schweinchen an ihr Emblem gebunden. Vermuthlich soll es frische Luft schöpfen, aber die Gelegenheit nicht benützen, nach den Kartoffeln zu scharren. Die gestrandete Hoffnung Schweinehirtin und Kartoffelhüterin — naives Stagen!

„Straße ist nicht“, werden die Berliner bemerkt haben, als sie hier einritten. Mit nichts. Die Straße ist der Sand zwischen den die Kreuz und Quer stehenden zerstreuten Häusern. Pflaster und Laternen zu verlangen wäre unbillig, wir sind zufrieden, daß der Bürgermeister durch Taue, die von einem der hier aufgepflanzten Brackstücke zum andern gezogen sind, uns angedeutet hat, was Straße sein soll und was nicht.

Es ist nicht hübsch hier und noch weniger städtisch. Aber weiter hinauf kommt es besser, und der Bürgermeister hat mehr gekonnt, als Brot essen. Hat er vorhin, wo er dem Sande gebot, Straße zu sein, keinen Gehorsam gefunden, so finden wir hier, daß er mit dem Versuch, den Sand in einen Park und Blumengarten zu verwandeln, überraschend viel Glück gehabt hat. Sein Haus ist von einer in dieser Ecke der Welt doppelt anmuthigen Plantage umgeben, in der wir neben Apfelbäumen und Blumen auch recht stattlichen Waldbäumen, Nadelhölzern, Eichen, Buchen und Schwarzpappeln begegnen, und in welcher sich gelegentlich selbst Singvögel einstellen. Ein Stück weiter, dicht bei der neuen Kirche, liegt das Pfarrhaus mit einem gleichfalls einladenden Garten. Noch ein paar hundert Schritt höher nach Norden, wo der Ort dichter gebaut ist, befindet sich das Hotel von Stagen, rings von Bäumen, Rosenstöcken und Fliederhecken umgeben, nicht für anspruchsvolle Gäste eingerichtet, aber sauber und behaglich, wenn man von dem Fischgeruch und dem Torfrauch absteht, die hier wie überall in der Stadt regieren.

Wir haben die beiden Theile Stagens, die längs des Kattegat liegen und eine Kette von etwa anderthalbhundert Häusern und Hütten bilden, welche fast eine halbe Meile lang ist, jetzt durchwandert, und da hier nichts weiter des Sehens werth ist, so machen wir uns nach dem Leuchthurm auf, der noch eine halbe Stunde Weges von hier entfernt ist.

Der Leuchthurm, unter dem letztverstorbenen König erbaut, ist ein schlankes Bauwerk, welches anderthalbhundert Fuß Höhe haben mag und unten mit einem hübschen kleinen Garten umgeben ist. Gegen Norden hin laufen Dünen hufeisenförmig um den Thurm herum, dann endigt das Kap mit dem sogenannten „Zweig“, einem Riff von Sand und Geröll, welches sich in einer Breite von wenigen Schritten von den Dünen des Leuchthurms noch über eine halbe Stunde Weges in die See hinausstreckt und mit der Untiefe des Stagerrack, seiner submarinen Fortsetzung nach der norwegischen Küste hin, als die Grenzmarke zwischen der Nordsee und dem Kattegatt angesehen wird.

lich eines Morgens eine haushohe Sandwelle vor das Portal gelagert sah. Der Pfarrer sprach darauf ein kurzes Gebet und gab dann der Empfindung der Gemeinde mit den Worten Ausdruck:

„Unser Herrgott hat dieses sein Haus jetzt geschlossen, wir müssen ihm anderswo ein anderes bauen.“

So wenigstens berichtet Andersen, dem wir einen Theil dieser Schilderung Skagens entnahmen. Am 5. Juni 1795 wurde infolge königlicher Resolution die Kirche aufgegeben. Fünfzehn Jahre lang vertheidigte die Liebe der Gemeinde zu ihren Todten noch den Friedhof, dann mußte auch dieser dem Winde und Sande überlassen werden, und Kirche und Kirchhof sind jetzt nur noch eine gewaltige Düne, aus welcher oben der Thurm als Seezeichen herausragt. Das alte Bleidach über dem Kirchenboden hat man abgebrochen, über den Spitzbogenwölbungen des Schiffs liegt hochaufgeweht das weiße Sandmehl. Auch die Fenster und die Thüren sind verschwunden, und im Innern ist es finster wie in einer Gruft. Vielleicht, daß in spätern Zeiten ein günstigerer Wind die begrabene Kirche aus ihrer Verborgenheit auferstehen läßt und der Sonnenstrahl wieder die Bilder im Chor beleuchtet. Jetzt liegen die todten Sandwellen über ihr. Sandhafer und Dornestrüpp mit gelben Beeren wuchert aus der Verschüttung, wilde Rosen setzen hier ihre Blüthen und Hagebutten an, und von dem Thurme schallt statt des einstigen Glockenklangs nur noch das Geträsz der Raubschwärme, die in ihm nisten.

Die Tellenschauspiele in der Schweiz vor Schiller.

Von

E. L. Kochholz.

Zweiter Abschnitt.

Jakob Ruoffs Otter Heini aus Schweizerland und desselben erneutes Spiel von Wilhelm Tell, v. J. 1514 bis 1545. Historischer Nachweis über die gleichzeitig wechselnde Zahl der angeblichen drei Landvögte und der drei ersten Eidgenossen.

Der erste und der letzte bekannte Dichter, der den Stoff des Wilhelm Tell dramatisirt hat, sind beiderseits Schwaben: Ruoff und Schiller. Lebensgang